

Hausbesuch

Und wieder durchbricht ein kirchliches Fest den Alltag der biblischen Lesungen im Jahreskreis: „Mariä Heimsuchung“. Mir ist die Bezeichnung nach wie vor befremdlich. Unter Heimsuchung verstehe ich zunächst etwas Negatives: Jemand wird von einem Schicksalsschlag heimgesucht. Doch darum geht es heute gar nicht. Auch Maria wird nicht „heimgesucht“ – das ist in der Szene vor dem heutigen Evangelium nach Lukas (Kap 1, Verse 39-56) bereits mit der Verkündigung der Geburt Jesu durch den Engel Gabriel an Maria passiert. Im Gegenteil, Maria besucht Elisabeth, ihre Verwandte, laut der Schrift. Es handelt sich also um einen Hausbesuch; Maria macht der schwangeren Elisabeth ihre Aufwartung.

Was mit dem Gruß Marias geschieht – dass sich das Kind im Bauch Elisabeths regt – wird zum Anlass beiderseitigen Gotteslobs. Die Begeisterung des Kindes überträgt sich auf Elisabeth, die Gott für diese Begegnung dankt. Und Maria lässt sich davon anstecken und antwortet ihrerseits mit einem religiösen Lied, einem Hymnus, das als das „Magnifikat“ zu einem grundlegenden Gebet der Kirche geworden ist. In der Tat ist es ein Hymnus, der dem Evangelisten Lukas bereits als Lob der Gemeinde vorliegt und dass er in diese Szene einbaut: Maria steht stellvertretend für die betende Gemeinde.

Was mich fasziniert an diesem Text, ist einmal die schlichte Alltagsbegegnung zweier Frauen, deren Sympathie und Zugewandtheit zu einem Ausdruck der Liebe Gottes wird: sie sind erfüllt vom Heiligen Geist, der Liebe Gottes. Begeisterung springt über durch ein ungeborenes Kind. Und zum anderen ist es der Inhalt des Magnifikat: Es ist wie eine Overtüre zum Leben Jesu. Es nimmt sein Programm vorweg und ist doch zugleich verwurzelt in der Tradition Israels, der Gebetstradition der Psalmen und des Glaubens an einen treuen, den Menschen in Liebe zugewandten Gott – von den Armen und Unterdrückten her! „Er [Gott] stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen“ (Verse 52-53). Diese Worte gehen bei mir „runter wie Öl“.

Doch damals wie heute stehen sie zu unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit im direkten Gegensatz. Die Armen bleiben arm, Ungerechtigkeit jeglicher Art herrscht allerorten, Oppositionen in Unrechtssystemen werden systematisch bekämpft. Da könnte einem das heutige Evangelium wie ein Märchen vorkommen ... „und wenn sie nicht gestorben sind, dann sagen Elisabeth und Maria sich immer noch Nettigkeiten einander zu“.

Wenn ich die Begegnung der beiden aber mal in den aktuellen Kontext von „Kirche in Zeiten von Corona“ setze, dann öffnen sie mir eine ganz andere, neue Perspektive: Elisabeth und Maria leisten hier „Visionsarbeit“. Sie lassen sich ihre Hoffnung und ihre Freude an der Zukunft nicht nehmen. Im Gegenteil ihr Vertrauen in den Gott Israels und dem Versprechen seines Bundes steckt sie an, sich an der Vision Israels von einem gerechten und barmherzigen Miteinander im Alltag zu orientieren.

Die Freude und gegenseitige Anteilnahme durch einen simplen Hausbesuch wird zur subversiven Kraft der Veränderung einer desillusionierenden Wirklichkeit. In solchen Begegnungen liegt für mich die Zukunft der Pastoral. Man soll ja die Stärke des Gebetes nicht unterschätzen, höre ich immer wieder. Das ist wohl wahr. Aber auf keinen Fall darf man die Stärke zwischenmenschlicher Begegnung dieser Art, wie zwischen Elisabeth und Maria geschildert, für eine Erneuerung der Kirche unterschätzen.

Michael Kosubek
(Pastoralreferent)